

# Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur  
**Schwanheimer Zeitung.**

Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

1915. \* Nr. 36

## Plus Mangel an Beweisen.

von Gabriele, Baronin von Schluppenbach.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

band die zierliche Lackschürze fest, dann machte sie sich eifrig an die Arbeit, bei welcher Trina half. Noch hatte Ilse selbst Hand in der Küche angelegt. Es machte ihr großen Spaß, die goldgelben Kuchen entstehen zu sehen, sie mit Puderzucker zu bestreuen, bis einem ansehnlichen Berge häuften. „Kannst du mir mithelfen?“ fragte Derselds muntere Stimme, der Kopf guckte zum Fenster hinein. „Sieh doch nichts davon“, warf Hilbe spöttisch hin. „Ich verstehe sie zu essen.“ „Kunst! Seien Sie nicht kindisch.“ „Lassete geschmeidig durchs Fenster.“ „Ist mein Leibgericht“, sagte er; dann flüsterte er Hilbe. „Die können Sie alle Tage baden, wenn Sie meine

Knopfloch gesteckt. „Wahrscheinlich hat er sie verloren“, dachte Ilse, „na, mir kann es egal sein.“

Es war drückend schwül. Dunkle Wolken türmten sich im Osten, der Donner grollte und einzelne Blitze zuckten. Ein schweres Gewitter war im Anzuge. Die kleine Gesellschaft in Ilsenruh konnte nicht recht fröhlich sein, ein banges Gefühl bedrückte sie. In diesem Sommer waren die Gewitter besonders böse. Erst kürzlich war drüben auf einem Nachbargute eine Scheune niedergebrannt, und ein anderes Mal war ein Arbeiter mit seinem Pferde auf dem Felde erschlagen worden.

„Wenn es nur bei uns kein Unheil anrichtet“, sagte Bernd besorgt, „ich will doch lieber die Spritzen bereit halten.“

Derseld sprang auf. „Ich gehe mit Ihnen, Stetten.“ — Sie verschwanden eiligen Schrittes; die drei Damen blieben allein.

Hilbe zitterte vor Angst, sie verbarg den Kopf in dem Schoß der Mutter. Ilse fürchtete sich nicht, sie war in der Schweiz an ganz andere Gewitter gewöhnt gewesen. Furchtlos blickte sie in die Wolken, die zackige Blitze teilten. Noch regnete es nicht.

Unheimlich dunkel war es geworden.

Da ein Krach, ein niederzufallender, bläulicher Blitz.

„Das hat eingeschlagen!“ riefen die drei Frauen.

Die Feuer- glode ertönte, die Leute, die auf dem Feld gearbeitet hatten, eilten vorüber.

„Es brennt im Dorfe!“ schrien sie angstvoll.

„Und Derseld und Bernd sind dort!“ rief Hilbe, den jungen Kurländer zuerst nennend.

„Gott wird sie beschützen, liebes Kind.“

Jetzt prasselte der Regen.

Aber die Feuer- glode verstummte nicht, es mußte kein kleines Feuer sein. Wahrscheinlich hatte der Blitz an mehreren Stellen eingeschlagen. — Der Himmel färbte sich rot. — Eine angstvolle Stunde verging. Da kam Brömmeler herangesprengt.



Nach dem Kampf: Eine Sanitätsabteilung sucht ein Gefechtsfeld in Ostgalizien nach Verwundeten ab.

Stetten wunderte sich, den Sohn um diese Zeit zu sehen, er war sonst immer am Nachmittage in Wald beschäftigt.

Blitz Ilse streifte seine Zoppe. Die Kornblume, die er gegeben, war verschwunden, er hatte sie doch in das

gen hernieder, der beste Retter in der Not. — Aber die Feuer- glode verstummte nicht, es mußte kein kleines Feuer sein. Wahrscheinlich hatte der Blitz an mehreren Stellen eingeschlagen. — Der Himmel färbte sich rot. — Eine angstvolle Stunde verging. Da kam Brömmeler herangesprengt.



„Kinder!“ rief er den Frauen zu, „das Feuer ist gelöscht, es sind aber drei Häuser im Dorf niedergebrannt. Dank Berns Umsicht und Energie, der wie ein Feldherr in der Schlacht die Spritzen leitete, hat das Feuer nicht weiter um sich gegriffen. Er hat mit eigener Lebensgefahr zwei Kinder gerettet. Ihr hättet Bernd nur sehen sollen! Heute war er an seinem Platze. Der Junge ist wie umgewandelt, die Last ist —“

Brömmeler erschaute einen warnenden Blick seiner Cousine.

„Ach so“, brummte er, sich auf Ilse's Anwesenheit besinnend.

Sie las ihm die Worte von den Lippen.

„Und Derfeld?“ fragte Hilbe schüchtern.

„Auch der hat tapfer geholfen. Mit seinen Riesenkräften erbeifete er unermüdlich für zwei bei den Pumpen.“

„Wir wollen eine Erfrischung für beide vorbereiten“, sagte Frau von Stetten. Und die drei Damen eilten in Küche und Speisekammer, während Brömmeler noch einmal ins Dorf zurückritt.

Das Gewitter hatte aufgehört. Schon lugte die Sonne zwischen den lichter werdenden Wolken hervor, ihre Strahlen glänzten auf den nassen Blättern der Bäume.

Nach einer weiteren Stunde kamen die Männer nach Ilse's. Bernd und Derfeld sahen beruht, aber strahlend aus.

„Mein lieber Junge!“

Frau von Stetten wollte den Sohn umarmen, er wehrte ihr lachend. Seine weißen Zähne schimmerten hinter dem schwarzen Schnurrbart. — Ilse betrachtete ihn von weitem.

„Er ist ein ganzer Mann“, sagte sie sich. „Und ich habe ihn häßlich behandelt aus kindischem Trotz, weil ich seine Herrennatur fühlte und mich ihr nicht fügen wollte.“

„Mutting, erst müssen wir uns reinigen“, wehrte Bernd ab.

Derfeld, der ebenso schwarz aussah, nickte Hilbe freundlich zu. Dann gingen beide ins Haus, von wo sie nach geraumer Zeit frisch gewaschen auf die Veranda kamen.

Derfelds Kleider waren vom Wasser und Ruß verdorben; er zog einen Anzug von Bernd an, der für seine Länge zu kurz war.

„Hilbe wird mich anlachen“, dachte er, „aber das tut nichts.“

Sie lachte aber nicht über ihn, obgleich er drollig genug in den bis zu den Knöcheln reichenden Beinleidern und dem Rod mit den zu kurzen Ärmeln aussah. Sie war sorgend um ihn bemüht, strich ihm das Butterbrot und belegte es mit großen Scheiben rosigem Schinken, schenkte ihm Wein ein und blickte ihn freundlich an. Derfeld hätte sie am liebsten dafür geküßt.

Bernd wehrte die lobenden Worte des Onkels ab.

„Ich tat ja nur, was meine Pflicht war“, sagte er bescheiden.

Der Wagen aus Willehmen holte Ilse ab.

„Auf Wiedersehen“, sagte sie Abschied nehmend, indem sie Bernd die Hand reichte.

Dieses Mal umschlossen die zarten Mädchenfinger mit warmem Druck die kräftige Hand des Mannes.

Während der nächsten Wochen nahm die Roggenernte Berns Zeit in Anspruch; er war den ganzen Tag auf den Feldern. Selten kam er nach Willehmen und dann fast nur auf Augenblicke, um Mutter und Schwester abends abzuholen.

Manchen Fürschgang machten Brömmeler und der Reffe zusammen; immer mehr schloß der alte Herr den Sohn Fridas in sein Herz.

Der Geburtstag Frau von Brömmelers nahte; es wurden festliche Vorbereitungen getroffen. Man lud die Nachbarschaft ein, und die Jugend hoffte auf ein munteres Tänzchen.

Bernd hatte versprochen, zu kommen. Je näher der Tag kam, desto mehr scheute er sich, die vielen Menschen zu sehen. Hatte er es doch ängstlich vermieden, größere Gesellschaften mitzumachen, in der Furcht, daß er einen früheren Bekannten treffen könne, der um sein trauriges Schicksal wüßte.

Dies sollte ihm heute nicht erspart bleiben.

Unter den Gästen befand sich ein junger Referendar aus Posen, der den Gerichtsverhandlungen beigezogen hatte und mit Bernd recht gut bekannt war. Er wollte eben zum Besuch bei einem benachbarten Gutsbesitzer und war, als flotter Tänzer, zugleich mit diesem nach Willehmen eingeladen. — Als der Referendar Möller Stetten erblickte, stuchte er, aber er verriet nichts. Die beiden jungen Leute schüttelten sich die Hände und sprachen einige gleichgültige Worte. — Später, als beide allein im letzten Zimmer saßen, an das ein Blumenraster stieß, sagte Möller:

„Zum Ruduck, Stetten, also hier findet man Sie! Sie haben sich seit der unfeligen Mordgeschichte aber gut versteckt. Man fragte sich oft, wo Sie geblieben seien und vermutete sie in den Kolonien oder in Rußland.“

Bernd war totenblaß geworden.

„Sprechen Sie leise“, bat er, sich umsehend. „Außer meinem Onkel Brömmeler weiß hier niemand von meinem Unglück.“

„Armer Kerl“, sagte der Referendar leiser. „Ja, ja, es ist hart,

freigesprochen zu werden aus Mangel an Beweisen, hoffe noch immer, daß die geheimnisvolle Geschichte klären und der wahre Mörder ans Licht kommen wird.“

„Ich wage nicht mehr, es zu hoffen“, entgegnete

„Kopf hoch, lieber Freund! Noch ist nicht alles verloren. Sie dürfen den Mut nicht verlieren!“

Möller schüttelte Stetten herzlich die Hand, dankte der Gesellschaft zurück. Selbstverständlich würde er Unglück schweigen, das versicherte er noch.

So leise auch das Gespräch geführt worden war, Mädchenohren hatten doch jedes Wort davon vernommen, war gerade im Erker mit dem Ordnen der Kotille beschäftigt gewesen; sie hatte, als sie jemanden in die schwere Sammetportiere zugezogen, welche Versteck einschloß.

Als Möller ihn verlassen, saß Bernd wie gebrochener Sessel und bedeckte das Gesicht mit den Händen. entrang sich seinen Lippen.

„Ich muß es tragen“, dachte er verzweifelt.

„Bernd!“

Er blickte empor. Vor ihm stand eine weißgekleidete Gestalt, und eine kleine, weiche Hand legte sich auf während zwei in Tränen schimmernde Augen ihn an

„Ilse! — Sie — Sie haben alles gehört!“

Sie nickte nur, sie konnte nicht sprechen; heißen füllte sie. Jetzt kannte sie sein schweres Los, jetzt wußte sie oft so düster die Stille umwölkte.

„Ja — ich konnte nicht anders, Bernd.“

Sie nannte ihn bei seinem Namen, ohne es selbst zu merken. „Und Sie weichen nicht von mir zurück?“ fragte

„Sie fliehen den nicht, der aus Mangel an Beweisen freigesprochen wurde? Sie — Sie glauben an meine Unschuld?“

„Ja, Bernd, felsenfest.“

„Ich danke Ihnen.“ — In leidenschaftlicher Bewegung legte Bernd die kleinen Hände an sich und bedeckte sie mit

Ilse ließ es bedend geschehen. Sie mußte sich willenslos — schrankenlos — ihm, dem Mann, der freundlich entgegengesommen war, ihm, dessen Wange blutet unter falschem Verdacht. Und sie sprach Worte zu ihm; sie bat ihn zu hoffen und Gott zu danken.

„Seien Sie nicht so gut zu mir; ich — ich kann es nicht“, stammelte Bernd.

O, daß er frei wäre, daß er die Arme fest um sie hätte, daß er ihr sagen dürfte, wie innig er sie liebte. — In bitterer Not war ihm dies zur Erkenntnis geworden.

Qualen geboren, war seine Liebe zu dem reizenden Geschöpf gewachsen, bis sie sein ganzes Sein ausfüllte.

„Ilse, Ilse!“ rief der Mutter Stimme, „wo stehest du?“

Noch einen Händedruck, einen Blick, dann blieb er im Tanzsaal her erklang die wiegende Melodie.

Die heiteren Töne schnitten in die wundete Seele des Jüngers unter all den frohen Menschen sein, lachen, tanzen und flirten — welche Pein!

„Ich kann es nicht“, dachte Bernd.

Er ging in das abgelegene Schreibzimmer und warf einige Worte auf einen Briefbogen. Er teilte mit, daß er nicht bis zum Schluß des Festes bleiben konnte, er fort müsse und bat um Vergebung dafür.

Ein Diener überbrachte dem Hausherrn den Brief und ward verstimmt. — Vergeblich erwartete er

Wengerns waren nun schon einige Wochen von seiner Zeitreise zurück. — Der Sanitätsrat hatte heimlich der Tiergartenstraße gekauft, die Stettens früher bei seiner Schwester hatte alle aufs Beste eingerichtete Paar sich der Residenz näherte, freute Wengern sich raschung seiner Frau.

Margarete sah frisch und blühend aus. Die Blässe, welche sie während ihres Aufenthaltes im Wernersheim gehabt hatte, war der Rote der Gesundheit gewichen, hatte noch gewonnen, seit ein rosiges Glanz sich da

Wie wunderschön war die Reise mit dem geliebten Mann! Wie hatten sie beide alles genossen: die wunderbaren Kunstleben in den großen Städten, die sie besucht hatten, die sie sich beide auf ihr gemeinschaftliches Glück auf das stille Schalten und Walten in ihren vier Wänden für die Fürsorge für ihren Reiner, den sie mit jedem Tag mehr liebte. Der Sanitätsrat freute sich auf sein häusliches Leben, Arbeit in der Klinik, die ihm doch zuweilen gefiel.

Der Schnellzug näherte sich Berlin. Sie waren kleinen Abteil erster Klasse. Die junge Frau schaute ihren Mann und hielt seine Hand.



und wir daheim", sagte sie glücklich. „Ach, Reiner, wie es es dann erst werden!"  
 Der Sanitätsrat nahm sie auf, nachdem sie den Wagen hatten.

„Liebes Berlin," sagte Margarete, „hier ist es doch am besten wenn man, wie ich, eine so reizende Frau hat",  
 der Sanitätsrat munter.

„Fahren wir?" fragte Margarete, „du wohnst doch in der Strafe."

„verbesserte Wengern, „jetzt aber nicht mehr."

„erfahre ich erst heute, du Böser."

„ete zupfte ihn an dem blonden Bart."

„ist mir vergeben, wenn du unser neues Heim siehst."

„ren rasch über den Asphalt der breiten Straßen dahin"

„den das Tiergartenviertel. Der Wagen hielt vor der"

„wohlbekannten Villa, Wengern geleitete sie ins Haus."

„unser Heim", sagte er, sie in seine Arme ziehend.

„aber, Guter, alles gibst du mir!" rief Margarete tief

„wie soll ich es dir danken!"

„weiter des Sanitätsrates hatte sich rücksichtsvoll"

„en, die beiden glücklichen Menschen sollten an diesem"

„sein."

„Freude bereitete es Wengern, seine Frau überall"

„ten, ihre strahlenden Blicke zu sehen. —"

„er Flor der herrlichsten, blühenden Blumen erwartete"

„nähnten. Die Patienten und Freunde Wengerns hatten"

„nehmen lassen, das Haus zu schmücken. Von Werners"

„lichtige, große Palme auf einem kostbaren Ständer da,"

„oltern hatte weiße Azalien geschickt, und das Personal"

„ihrer früheren Kollegin eine reizende Jardinierin."

„te war eine große Blumenfreundin. Hatte sie doch,"

„in der Villa gelebt, mit großer Fürsorge ihre duftenden"

„epflegt. In den Mansardenstuben verbot es sich von"

„en Luxus von Blumen zu gestatten."

„es Leben lag vor dem jungen Paare."

„ten Besuche und empfingen sie. Wengern sah abends"

„gute Freunde bei sich, liebte aber die großen Gesell-

„st; auch darin stimmte Margarete mit ihrem Mann"

„sie fühlte, wie sie geistig neben ihm wuchs. Er erzählte"

„in seiner Arbeit in der Klinik, die vergrößert werden"

„gende Gespräche an dem gastreichen Tisch mit be-

„kehrten und lebenswürdigen, hochgebildeten Men-

„für Margarete ein Genuß."

„ages kam Frau von Holtern zu der Freundin und bat"

„Geburtstage nach Potsdam zu kommen. Gern ver-

„argarete, auch ihr Mann gedachte, am Abend der"

„Aufforderung Folge zu leisten. —"

„en jungen Frauen saßen plaudernd in dem hübschen"

„angards von Holtern; der Bube des Holternschen"

„trock auf dem Teppich umher und wurde von der"

„Margarete gebührend bewundert."

„berleutnant von Stetlin wünscht seine Aufwartung"

„meldete der Butsche."

„Sie herein."

„ahnte nicht, wen er treffen würde. Er hielt einen"

„ß in der Hand und gratulierte der Hausfrau. Vor"

„machte er eine tiefe Verbeugung."

„te leicht den stolzen Kopf."

„schlug nicht schneller bei der unerwarteten Begegnung."

„herheit der Weltbame mischte sie sich in die Unter-

„sich um gleichgültige Dinge drehte."

„igen Minuten stand Stetlin auf und empfahl sich."

„ändert er ist", dachte Margarete, „er ist um Jahre"

„sieht unzufrieden aus."

„Holtern erzählte, daß Meta noch immer mit der"

„reise, und daß ihr Mann ein flottes Junggesellen-

„ich Margarete war, fiel doch oftmals ein tiefer Schatten"

„n. Wenn sie an ihren Bruder dachte, war ihr Herz"

„orgenvoll. Frau von Stetten hatte der Tochter ge-

„Bernd nach der Begegnung mit Möller von Hlen-

„le. Er habe durch den jungen Derseld Ausichten"

„alle als Verwalter auf einem Gute in den baltischen"

„kommen."

„ich mich freue, dann nach Berlin zurückzukehren,"

„rief, „so schwer fällt es mir, meinen armen Jungen"

„fremdes Land ziehen zu sehen."

der sein Vorleben kannte, kreuzte hier vielleicht wieder seinen Weg.  
 Lieber in das fremde Land gehen, wo er keine Seele kannte.  
 Offen vertraute er sich Derseld an, dieser versprach, durch seinen  
 Vater für des Freundes Zukunft sorgen zu wollen.

So verschieden der lebensfrohe junge Kurländer von dem  
 Manne war, der sein schweres Geschick trug, so fesselte beide doch  
 ein warmes Freundschaftsgefühl. —

Brömmler ritt eines Morgens sehr verstimmt aufs Feld und  
 fand Bernd dort.

„Denke dir, Junge, meine beiden Damen sind heute früh ab-  
 gereist. Bekommt die Emma da gestern eine Depesche von ihrer  
 Schwester aus Meran, sie wäre erkrankt und bittet meine Frau,  
 gleich zu kommen. Nun muß ich allein bleiben."

Scheinbar ruhig hörte Bernd zu.

Seit dem Fest in Willshemen hatte er Ilse nicht wieder-  
 gesehen. Sie kam nicht mehr nach Ilsernuth und er vermied es,  
 ihr zu begegnen. Sagte er sich doch, daß er das sich in seinem  
 Herzen für sie regende Gefühl bekämpfen müsse. Ihm kam die  
 Nachricht des Onkels nicht unlieb; besser, er sah sie gar nicht  
 wieder. — Es war wohl nur eine flüchtige Regung des Mitleids  
 gewesen, das sie für ihn empfunden — weiter nichts.

Brömmler machte noch einige Jagden mit und reiste seinen  
 Damen nach. — Ungern sah er den Kessen scheiden, aber er sah  
 dessen Gründe ein und suchte ihn nicht mehr zu überreden.

„Ich hoffe, das Leben führt uns doch wieder zusammen,"  
 sagte der Onkel beim Abschied, „ich hätte dich lieber hier behalten."

Nun war die Ernte eingeheimst; der Wind segte über die  
 Stoppelfelder.

Eines Tages kam Bernd nach Ilsernuth zurück. Er war redlich  
 müde von seiner Arbeit, von früher Morgenstunde an bis zur  
 Dämmerung. — Der Postbote hatte ein dickes Kuvert gebracht,  
 es trug das Amtssiegel des Posener Gerichtshofes. Lange starrte  
 Bernd es an. Was wollten die noch von ihm? Sie, die ihm die  
 Ehre abgeschnitten, die ihn mit den schimpflichen Worten ent-  
 lassen hatten: „Aus Mangel an Beweisen". — Sollte der Prozeß  
 nochmals aufgeführt werden? Wollten sie ihn erbarmungslos  
 zu Tode hegen?

Mit zitternden Fingern erbrach er das Siegel, dann las er:  
 Posen, den 12. September 1909.

Sehr geehrter Herr Baron!

Anbei die Kopie des Schreibens, das uns soeben zugegangen,  
 ich bitte Sie, davon Kenntnis zu nehmen.

Washington im Jameshospital, am 25. August 1909.

„Ehe ich sterbe, muß ich meine Schuld bekennen. Ich habe  
 am 20. Oktober 1907 den Waldhüter Franz Tschibulski im Walde  
 erstochen. Nicht mit vorbedachter Absicht, durch einen unglück-  
 lichen Zufall! Der Herr Baron von Stetten ist unschuldig!"

Bernd ließ das Papier sinken, er war wie benommen.

Konnte es wahr sein, was da schwarz auf weiß stand? Sollte  
 die düstere Wolke über seinem Leben sich lichten? Die Buchstaben  
 tanzten vor seinen Augen; erst nach und nach faßte er sich und las  
 den Brief weiter:

„Ich will hier alles genau und der lauterer Wahrheit gemäß  
 erzählen; ich hoffe dadurch einen Teil der Schuld zu sühnen, die  
 ich auf mich geladen."

Der Tschibulski und ich bewarben uns beide um dasselbe  
 Mädchen, die Tochter des Gastwirtes Petraitis, der im Dorf  
 Willkowijski lebte. Gravniša ist das Nachbargut und gehört dem  
 Grafen Sollenthin, bei dem der Tschibulski angestellt war.

Der junge Baron von Stetten kam ab und zu nach Will-  
 kowijski zur Jagd und lehrte auch bei den Petraitis ein. — Die  
 Janta und ich waren einig und liebten uns. Der Tschibulski war  
 in das schmude Mädel wie toll verliebt, aber sein roher Charakter  
 ließ sie ab, sie bevorzugte mich zu seinem Arger. Er suchte Streit  
 mit mir, ich wich ihm aus; ich wollte nichts mit ihm zu tun haben.

Am Abend des neunzehnten Oktober war der Baron von  
 Stetten bei Petraitis, mit dem er einen Handel um Kartoffeln  
 abschloß. — Wir alle mochten den jungen Herrn gut leiden, der  
 immer freundlich war und uns so manchen Groschen gab, wenn  
 wir ihm einen kleinen Dienst leisteten.

„Mein Pferd, Stephan; führe es aus dem Stall", bat mich  
 der Baron.

Ich gehorchte.

Es war ein böses, stürmisches Regentwetter. Die Nacht sank  
 hernieder, als der Baron sich in den Sattel schwang. Der Braune  
 war unruhig und bäumte sich, aber sein Reiter brachte ihn zur  
 Bernunft. Ich hatte die Stallaterne herausgebracht. Zufällig  
 fiel mein Blick auf den Boden. Da sah ich den mir wohlbekannten  
 Hirschfänger des Barons liegen; er mußte sich wohl beim Kampf  
 mit dem störrischen Gaul von der Kette gelöst haben, an der er  
 befestigt gewesen war. Ich hob die Waffe auf.





**Von den Kämpfen in Flandern:**  
**Wirkung einer deutschen Wurfmine in einem eroberten englischen Schützengraben.**  
(Im Hintergrund bayrischer Landsturm beim Absuchen des Gefechtsfelds.)

Er, dachte ich, da kriege ich gewiß einige blanke Markstücke, dafür kaufe ich der Janka ein rotes Tüchlein.' (Schluß folgt.)

## Durchlaucht.

Eine Kriegsepisode von Hermann Dreßler-Chemnitz.  
(Nachdruck verboten.)

So oft der Wind in dem dünnen Laube des niedrigen Eichengehölzes raschelte, riß der Posten das Gewehr an die Wade und lauschte. Aber immer wieder überzeugte er sich, daß es



**Deutscher Militärpolizist in Brüssel.**  
(Mit Text.)

benstweg bisher in Ladstiefeln und im Zylinder zurückgelegt. —

Der Mond lugte durch die Wolken und warf seinen Schattenriß, das Bild eines großen, stämmigen Soldaten, auf den Boden. Er erwachte aus seinem Träumen und sah an sich herab.

Wie wenig war ihm von seinem Durchlauchtum geblieben in dieser Zeit des Kampfes und

wäre ihm jetzt gar nicht mehr feil gewesen für Gesellschaftsrod und Ladstiefel und Monofel! —

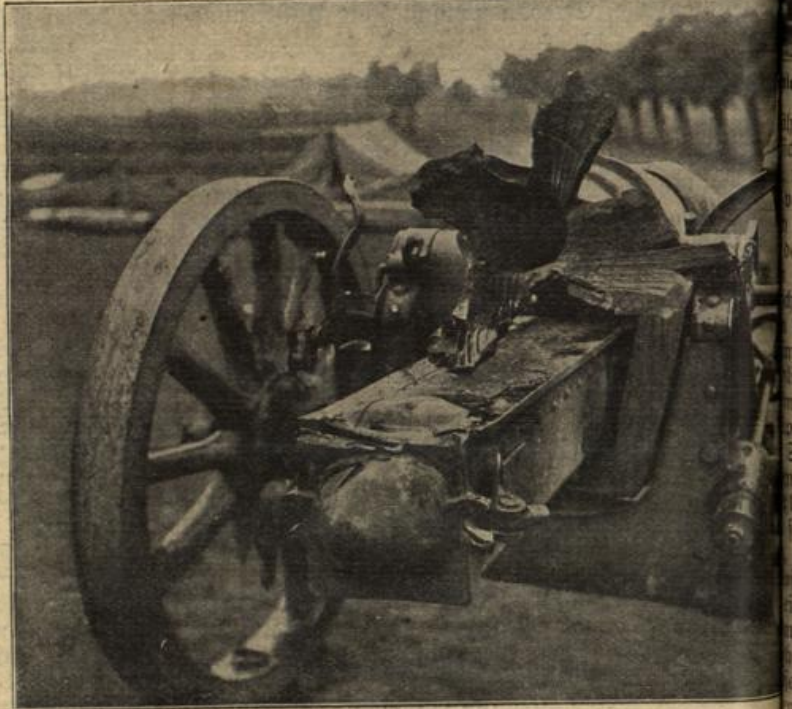
Er zog die Uhr. Ein Uhr nachts! In einer Stunde mußte der Ablösungsposten kommen. Dann konnte den Rest der Nacht am Lagerfeuer ausruhen und einmal durchwärmen. Es war doch verdammt kalt. So nachts stand wahrhaftig kaum dem Dezember nach.

Er schlug sich ein paarmal die Hände unter die Leibe auf die Patronentasche aufgelegt, auf und ab.

Vor ihm dehnte sich eine kleine Hochebene, die zu einem Höhenrande anstieg. Seit einigen Wochen die Franzosen dort oben zwei Batterien Feldartillerie durch die sie die weiter zurückliegenden, in guter De-



**Zerschossene Waldhochebene auf der Hartmannsweilerkopf.**



**Ein russisches Geschütz mit einem Volltreffer in den Rohrlauf.**

Das Geschütz wurde den Russen bei der Einnahme von Lemberg abgenommen. — Phot.



schweren Haubizen sicherten. Durchlaucht hatte zwei Tage auf Beobachtungsposten gestanden und durch das Scheren-

daß er nicht daran dachte, sein Gewehr zur Bade zu heben. — Im nächsten Augenblick duckte er sich und entfloß ins Gebüsch.



Von den Kämpfen in Südrussland: Gefangene Russen führen ihre eigenen Maschinengewehre hinter die deutsche Front.

An einer Blöße tauchte er noch einmal auf Augenblicke auf.

Durchlaucht aber hatte ihn schon auf dem Korn, zog ab und sah, wie der Franzose, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben, lang hinschlug.

Sofort antworteten die deutschen und französischen Gewehre dem Knalle, der so ganz unverhofft die Nachtstille zerrissen hatte. — Dann trat wieder Ruhe ein.

Durchlaucht schickte einen

Kameraden mit Meldung über den Vorfall zurück und nahm seinen Nachtpostendienst mit verschärfter Aufmerksamkeit wieder auf, bis endlich die Ablösung kam. Wie wohl die Wärme des Lagerfeuers tat! Er streckte sich behaglich daran nieder.

Die Kameraden waren gerade überm Abtuchen. Das Ochsenfleisch brodelte im Kessel, und ein erquickender Duft von Fleischbrühe stieg daraus hervor. Das sollte schmecken!

Plötzlich tönte in das Behagen hinein fernes Gewehrknattern. „Ach was, wird weiter nichts sein!“ Postenschießerei!“ meinte einer und warf ein frisches Scheit ins Holzfeuer.



Art von Geschützen selbst weiter vorzutreiben gedachten. nahm das Glas zur Hand und suchte, sich im Buschwerk verbergend, das Gelände ab, das oft Augenblicke lang sich vor ihm wie in Tageshelle ausbreitete, wenn der Mond einmal hinter den Wolken hervortrat. — Der Wald da drüben stand schwarz und schweigend! — Kein Licht, keine Bewegung!

Das war merkwürdig! Er hatte doch sonst diese Totenstille nie beobachten können! Vermutlich hatten die Franzosen ihre Sicherungsposten schon weit vorgeschoben.

Während er das dachte, glaubte er ein Geräusch zu hören! Er schlich flach an den Boden und lauschte. — Jetzt war es wie-

und jetzt — jetzt, vorsichtige Tritte, näherten, und deren Last dürre brachen.

schmiegte sich dicht Boden, das Ge-

in Anschlag.

lich hob sich etwa Meter vor ihm

opi einer französ-

Schleichpatrouille im Gebüsch. Der

ließ den Blick vor-

spähend umher-

ohne den deut-



Heldengräber in der Heimat. (Mit Text.)



Eine französische Mine (Blindgänger) wird von einem Pionier weggeschafft.



Im selben Augenblicke stürzte der Hauptmann aufgeregt herbei.  
„Rochfeuer auslöschen! Sofort!“  
Fast gleichzeitig verwandelte sich die lagernde Kolonne in einen wimmelnden Ameisenhaufen.

Kommandos flogen durch die Nacht, scharf, schneidend, Schauer des nahen Todes erweckend.

Der Unteroffizier gab dem Rochfessel fluchend einen Tritt, daß die Fleischbrühe in das Feuer lief. Die Soldaten traten mit ihren Nagelstiefeln die Flammen zu Boden und rissen mit den Seitengewehren die schwelenden Scheite auseinander.

„Was gibt's denn?“

„Nur Ruhe, Kinder, Ruhe!“

Ein kurzes Aufheulen fuhr durch die Luft. Jemand etwas Schwarzes, kaum einen Augenblick sichtbar, vergrub sich brüllend in die Erde. Ein gelbes Flämmchen züngelte an der Stelle auf, und dann feierte die tödliche Granate beständig ihre Auferstehung unter Erdschollen, Steinen und zerfetzten, zerschmetterten Menschenleibern.

So! Nun wußten sie alle, was los war! Und alle hatten sie nur den einen Wunsch: vorzuspringen und sich auf den Gegner zu werfen.

„Ruhig Leute, nur ruhig!“ ermahnten die Offiziere.

„Unsre Stunde kommt auch noch!“ rief der Hauptmann im Vorbeireiten seiner Kompanie zu, deren brennende Nachgieier er mitfühlte.

In ruhigem Schritt, wie daheim auf dem Exerzierplatz, gingen die Sturmkolonnen zum Angriff vor. Die Artillerie funkte mit Leuchtraketen gegen die gegnerischen Stellungen, aber noch war nichts zu sehen. Granaten heulten durch die Luft und schlugen hinter den Angriffskolonnen ein. Feldartillerie bellte kurz ansetzend dazwischen, und hier und da piffen Gewehrflugeln in gedankenlosen Schwärmen durch die Luft.

Jetzt hatte man aber die eigene Postenkette im Rücken und trat in die Brachung ein. Rechts und links fielen Kameraden, und wie von innerem Zwange getrieben, wurden die Schritte schneller. Und „schneller, schneller!“ begehrten die klopfenden Pulse.

Durchlaucht führte den vordersten Zug. Sein Feldwebel war ihm eben vor die Füße gerollt.

„He, Durchlaucht! Aus dieser gottverfluchten Hölle kommt keiner wieder!“ schrie ihm einer zu.

„Kein Franzose soll herauskommen, recht so!“ antwortete Durchlaucht. „Wenn wir nur endlich vorwärts dürften!“

Eben ging wieder ein Regen von Leuchtfugeln über die gegnerischen Stellungen nieder, und da erkannte man auf Augenblicke deutlich die französischen Batterien oben am Abhang.

Es mußten sich da bereits Plankenkolonnen im Kampfe wälzen. Man hörte es an dem Rollen der Gewehrsalven, daß da vorne in der Nacht eine heiße Schlacht brüllte.

Da endlich flog das ersehnte Pfeifensignal durch die Reihen. Durchlaucht gab es an seinen Zug als Kommando weiter.

„Seitengewehr — pflanzt auf!“

Das war keine Berliner Kaffeehausstimme. Das war das Schmettern einer Kriegsdrommete.

„Tornister ab!“

Im nächsten Augenblicke startete ein Zaun eherner Spitzen. Endlich, endlich würde man rankommen an die ...

„Tratatatta! Tratatatta!“

Das helle, aufreizende Sturmsignal fuhr mit seiner aufsteigenden und plötzlich wieder fallenden Tonreihe über das Schlachtfeld.

Ein „Hurra!“ wie vom Wahnsinn ausgestoßen, antwortete gellend, und dann stürzten die Braven nach vorn, Siegeszuversicht in den Augen und in den fiebernden Muskeln.

Immer nur vorwärts, vorwärts in die Nacht!

Der Mond versagte, aber die Artillerie arbeitete prächtig und überflutete das Schlachtfeld mit blendender Lichtfülle.

Zwischenhinein kreist der Regimentscheinwerfer und taucht alles in Silber. Durchlaucht sieht in seinem Schein das feuergeisternde Riesenmaul eines Geschüßes.

„Mir nach, hierher!“ brüllt er hinter sich und stürzt nach vorn. Ran!

Infanterie liegt als Schutz bis an die Achselstücke eingegraben. Hinein springt Durchlaucht in den gegnerischen Graben.

Seine Kameraden sind dicht hinter ihm, immer vorwärts drängend.

Nach langem heißem Ringen haben sie die Gegner überwunden und zu Gefangenen gemacht.

Nun wählen sie sich am Abhang hinauf. „Hier! Hier!“ brüllt Durchlaucht.

Seine Stimme klingt heiser, fürchterlich, als wenn der Schreiner den letzten Span vom Totenschreine reißt.

Jetzt ist er vorn am gegnerischen Geschüß.

Der Unteroffizier will gerade den Bündel abziehen, da

fährt ihm der deutsche Gewehrkolben auf das Haupt, daß er hin schlägt wie ein Blumpfad.

Das Geschüß ist stumm.

Durchlaucht sieht um sich, ob es noch Arbeit zu tun gibt. Er fühlt, wie ihm etwas von hinten durch den Rücken bis in die Brust fährt. Ein dummes Gefühl! Nicht eben schmerzhaft, wenn man sich einen Splitter einzieht. Er dreht sich um.

Da sieht er einen französischen Offiziersdegen. Rot, Blut! Und das ist sein Blut! Hoch springt er auf.

Mit einer letzten Kraftanstrengung wirft er sich auf den Feind und verfehlt ihm den Todesstoß, dann schwinden auch seine Kräfte und er fällt schwer auf die Leiche.

Es wird ruhig um ihn. Er fühlt ein warmes Ninnsal in der Brust unter den Kleidern dahinsidern.

„Ich muß sterben!“ denkt er und wundert sich, daß er bei diesem Gedanken empfindet.

Im selben Augenblicke hört er vor sich das siegreiche „He!“ seiner Kameraden.

Er lächelt und schließt müde die Augen.

Dann vergehen ihm die Sinne — für immer ...

Am andern Morgen finden ihn die Kameraden.

„Hier liegt Durchlaucht!“ sagt einer, und will ihm die Hand über das Antlitz beden.

„Nein, laß ihn so liegen!“ meint der Kamerad. „Sieh das Auge, in dem er das Monotel trug, steht noch halb offen.“

„Lacht so selig in den blauen Aprilhimmel!“

„Wir wollen ihm ein Kreuz schnitzen!“

„Sie tun es und schreiben mit schlichtem Tintenstift.“

„Lebe wohl, Durchlaucht! Du siegest im Tode!“

## Riesengeschütze in früherer Zeit.

Von Alfred Nello. (Nachdruck verboten.)

Von jeher bildeten Wurfgeschosse in den Kriegen der Menschheit eines der verderbenbringendsten Kampfmittel. Die Geschütze unserer heutigen Kanonen waren die sogenannten Bomben oder Donnerbüchsen, die schon im Jahr 1338 in Gebrauch waren. Aber bereits bei der Belagerung im Jahre 1040 in der Schlacht von Merton hat man sich solcher Donnerbüchsen bedient haben; auch erzählt man sich, daß der Erfinder der Kanonen in China bereits um das Jahr 80 unserer Zeitrechnung gelebt hat. Demnach wäre das Alter der Kanonen annähernd ein fast zweitausendjähriges. Man gilt jedoch, daß im Jahre 1370, also um die Mitte des 14. Jahrhunderts, in Deutschland, und zwar in Augsburg, die ersten Kanonen hergestellt wurden. Im folgenden Jahrhundert waren Kanonen in allen europäischen Ländern als Schutzwaffe eingeführt.

Merkwürdigerweise fand das neue Kampfmittel in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts seine zulezt Aufnahme. Im Anfang des 15. Jahrhunderts kam, in Deutschland, der Ordensmeister Ulrich von Jungingen (1407—1410) an die Spitze der Ordensgeschütze zur Verteidigung der Festung Marienburg in Ostpreußen. Dies waren die ersten deutschen Riesengeschütze, die von uns unserer heutigen Brummer, dazu bestimmt, den von Osten kommenden Feind abzuwehren. Burggraf I. von Hohensalza, der spätere Markgraf von Brandenburg, besaß auch ein solches Riesengeschüß. Die Chronik erzählt, der Landgraf Friedrich von Thüringen habe diese Riesentonne dem Burggrafen geschenkt. wiederum wird aber aus einem Briefwechsel mit dem Ordensmeister bewahrt, daß der Burggraf Friedrich in Marienburg aus einer dieser gewaltigen Büchsen erhalten. Man nannte diese Marienburger Kanonen damals „große Eisen“ und sie haben als das gewaltigste Belagerungsgeschütz früherer Jahrhunderte zu gelten.

Im Jahre 1414 benutzte Friedrich I. diese Riesentonne in der Belagerungsgeschütz gegen die bisher uneinnehmbare Festung der Duitow. Diese Riesentonne an ihren Ort zu bringen, war bei den damaligen Transportverhältnissen und dem Zustande der wenigen Verkehrsstraßen keine leichte Mühe. Nur schrittweise konnte der gewaltige Büchsenwagen auf Bauern und Pferden gezogen, vorwärts gebracht werden. gab ihr darum auch den Namen „die faule Grete“. Der zwanzig Pfund schwere Geschosse warf diese Donnerbüchse in die feindlichen Festungsmauern. Wo sie ihren eisernen Stoß öffnete, war auch Tod und Verderben die Folge. Der Kurfürst, der für die Vervollkommnung des Heeres eifrig war, legte auch auf den Ausbau seiner Artillerie besonderen Wert. Damals wehte schon die kurbrandenburgische Flagge in der kurbrandenburgischen Festung Groß-Friedrichsburg. des Großen Kurfürsten weitsehender Blick, sein Reich an die See erstarken zu lassen. Leider ist diese erste deutsche Festung der Westküste Afrikas heute nur noch ein geringer Überrest früherer kolonialer Bestrebungen. Die wenigen Mauerreste



et. In ihren Trümmern fand man auch vor nicht zu langer  
gewaltigen Rohre der dort aufgestellten Festungsgeschütze.  
finden sich heute im Zeughaus in Berlin zum Gedenken an  
Kurfürsten Regierungszeit. Kein Geringerer als Joachim  
II., der heldenmütige Verteidiger der Festung Kolberg  
Napoleon I., hatte auf einer seiner Seereisen diese turbran-  
nischen Kanonen im Jahre 1772 gefunden. Er entfernte sie  
nicht von ihrem Standort, sondern ließ die Geschütze liegen.  
Engländer gaben ihren Kriegsschiffen als Bewaffnung  
sch Kanonen, und zwar solche von immer größerer Schuß-  
und Geschosskraft. Sie sind darum die eigentlichen Erfinder  
anwender der Schiffsartillerie zu nennen; obgleich die  
Marine seit hundert Jahren keine Seeschlacht mehr aus-  
fögen hatte und ihr erst gegenwärtig Gelegenheit gegeben ist,  
Kampfsfähigkeit als angeblich größte Flotte der Welt darzutun.  
das deutsche Heerwesen wirkten die Krupp'schen Kanonen  
allend. Diesem deutschen Erfinder verdankt Deutschland  
stige Wertschätzung seiner Artillerie. Krupp baute die  
gen Belagerungsgeschütze, bis im Jahr 1870 den Eingang  
französischen Festungen erzwingen. Auch Frankreich besaß  
der Pariser Belagerung auf der Feste Mont Valérien  
stahlgeschütz „la belle Joséphine“, das die Deutschen wegen  
gewaltigen Brüllens den „Bullerjan“ nannten.  
größten Küstengeschütze sollen die Vereinigten Staaten  
Amerika zur Verteidigung des Panamakanals aufgestellt  
Wir wissen aber auch, daß die deutschen Schiffsgeschütze  
0 Meter ein englisches Panzerschiff vernichten können!  
sehen in der Seeschlacht bei Chile am 1. November 1914.  
die deutschen Torpedokanonen als Unterseebootwaffe  
n englische Panzerkreuzer auf den Meeresgrund! Die  
Artillerie besitzt aber in den Krupp'schen 42-Zentimeter-  
n die gewaltigsten Riesengeschütze der Gegenwart. Deutsche  
Man erzählt sich über diese „Brummer“ allerhand Wun-  
er. Die „dicke Berta“ ist heute genau so gefürchtet wie im  
Descentum Brandenburg die „faule Gretel“.  
man jedoch im übrigen auch für Märchen über die Flug-  
Brummer und ihre Bauart hören mag, es ist wenig  
darüber bekannt gegeben worden. Es ziemt sich daher  
erzählt, danach zu forschen. Die Interessen des deutschen  
andes verbieten es, daß die Viertisch-Strategen über die  
nimeter-Geschütze Vortrag halten können. Die Eroberung  
ungen Lüttich, Namur und Antwerpen geben berechte  
14 von der gewaltigen Kraft dieser Brummer.

## Unvergleichbare Errettung von der Guillotine.

in der von Trémont gehörte zu der großen Zahl von Edelleu-  
ten, die in der französischen Revolution, 1793, der Guillotine  
140) waren. Mit einer Menge Ständes- und Schicksals-  
urg um sollte er an einem sehr kalten Wintertage hingerichtet  
hen. Viele Köpfe waren schon gefallen, bevor er an die Reihe  
Wand ihm froren von dem langen Stehen die Beine so fürchter-  
stern, er, um nicht vor Steifigkeit umzusinken, eine Stütze an-  
nehmen suchte, der hinter ihm stand. Denn er befand sich  
ein letzten Reihe, und zur Bedeckung war ringsum hinter  
riederurteilten eine Kette von Militär aufgestellt. Der Mann  
a nahm er sich da ans Herz legte, mochte wohl die Last als  
in dem empfinden, er trat etwas zur Seite, und der Graf  
rich, indem er sich wieder stramm aufrichtete, in die Militär-  
haltung hinein. Die trat zur Rechten wie zur Linken noch  
probenig auseinander, möglicherweise aus Mitleid mit dem  
ungelorenen armen Opfer, und in dem Bestreben, die erstarrten  
u erwärmen, trippelte er hin und her und kam so un-  
tamt in die Zuschauermenge hinein. Da der kurze Winter-  
ren in dem blutigen Geschäfte zur Reize ging und die Dämo-  
nen hereinbrach, fiel es niemandem auf, daß die zusammen-  
verhüllten Hände den Unglücklichen als vom Revolutionstribunal  
ine mit Kennzeichen. Wenigstens hinderte ihn niemand daran,  
waglos nach und nach immer weiter nach rückwärts schob.  
niglich bemerkte er hinter und neben sich keinen Menschen.  
ur den schweigenden, in Zwielficht gehüllten Garten der  
üchten. Jetzt erwachte die Lebenshoffnung in ihm mit Macht.  
en Manche von den Neugierigen den Rückweg in die Stadt  
Der, warum sollte er ihrem Beispiel nicht folgen? Er lief  
erst unauffällig in dem Tempo der übrigen, nachher immer  
Auf einmal stolperte er in der zunehmenden Dunkelheit  
in den trockenen Graben, der zu jener Zeit die Tuilerien-  
g. abschloß. Diese Vertiefung schien ihm willkommene Deckung  
ich an. Er blieb liegen und hob nur den Kopf, um die Hin-  
stätte zu überblicken. Da sah er, daß man mit dem Men-  
den aufgehört hatte und soeben die noch nicht heran-  
nenen wegführte, daß er fehlte, hatte niemand bemerkt.

Nun verließen sich schnell die wenigen noch übrigen Zuschauer,  
und als alles leer war, stieg auch er aus seinem rettenden Graben  
heraus. Er kannte die Örtlichkeit von früheren, glücklicheren  
Zeiten her ganz genau. Indem er sich im Schatten der Mauern  
hielt, gelangte er an die Markthallen, in denen es damals viele  
Schanstättchen für Arbeiter, Kutscher und Marktleute gab. Bei  
denen wollte er suchen, unter einem unverdächtigen Vorwande  
die Fesseln von seinen Händen loszuwerden. Solange er die  
trug, durfte er sich nicht für gerettet ansehen.

Möglichst vergnügt ging er in eine der Schenken und trat zu  
einer Gruppe von Bechenden heran, denen er lachend seine Hände  
zeigte: „Seht doch bloß mal an, Rungen, was meine Kumpare  
mir da für 'nen Bissen gespielt haben! 's ist wahr, ich hatte ver-  
schiedene Gläser über den Durst getrunken — bei der Kälte —  
na, ihr wißt ja. Das hat sich die Bande zumuze gemacht und  
hat mir Fesseln angelegt! Na, die sollen's aber kriegen!“

Nicht nur die Nachahmung der Volkssprache, auch die ganze  
vernachlässigte Erscheinung des lange Eingekerkerten machten den  
Eindruck, daß er ein Ständes- und Arbeitsgenosse der Männer  
sein könne, die er mit so viel Redheit anredete. Jedenfalls hielten  
sie ihn dafür, schnitten die Bande von den steifgewordenen Hän-  
den und nötigten ihn an ihren Tisch, wo er an ihrer Mahlzeit und  
ihrem sauren Wein teilnehmen mußte. Mit den Spargroschen  
eines ehemaligen Dieners und in dessen Kleidung rettete sich der  
Graf darnach über die Grenze und lebte längere Zeit in Schlesien.

Dort traf er auch mit seinem Freunde, dem schlesischen Grafen  
Schlabrendorf, zusammen, der auf nicht weniger wunderbare  
Weise der Guillotine entgangen war. Er hatte sich beim Ausbruch  
der Revolution vorübergehend in Paris aufgehalten, war aber  
mit den französischen Aristokraten zugleich verhaftet und zum  
Tode verdammt worden. Doch zögerte sich seine Hinrichtung  
ungewöhnlich lange hin, und als er endlich mit dem Karren  
zur Guillotine gebracht werden sollte, war darüber der 27. Juli  
1794 herangefallen, der berühmte 9. Thermidor. Und dabei  
ereignete es sich, daß die Stiefel des Grafen nicht zu finden  
waren, und daß, als das Suchen gar zu lange dauerte, der  
Karrenführer ohne ihn abfuhr, um am andern Tage seinetwegen  
noch einmal vorzusprechen. Dazu jedoch kam es nicht mehr.  
Der 9. Thermidor brachte Robespierres Sturz, die Schreckens-  
herrschaft war zu Ende, Graf Schlabrendorf wurde samt den  
noch übrigen Aristokraten auf freien Fuß gesetzt, ging in sein  
Vaterland zurück und lebte dort auf seinen Gütern, wo Graf  
Trémont sein Gast war, — zwei gerettete Zeugen der schred-  
lichsten Zeit in Frankreichs Geschichte. E. D.

## Fürs Haus

### Schuhsohlen haltbar zu machen.

Die Schusterrechnungen spielen besonders in kinderreichen Familien  
eine ganz erhebliche Rolle im Haushalt, und der Wunsch, diesen Kosten  
nach Möglichkeit einzuschränken, ist daher nur zu begreiflich. Besonders  
sind es die Sohlen, die bei unsern jungen Nachwuchs aller Augenblicke  
wieder „durch“ sind, und da empfiehlt es sich, zu ihrer größeren Haltbarkeit  
eine kleine

Mühe nicht  
zu scheuen.  
Zu diesem  
Zwecke be-  
treicht  
man die  
noch nicht  
getrage-  
nen, also  
ganz trok-  
kenen So-  
hlen mittels  
eines brei-  
ten, flachen



Pfeifels (siehe Abbildung) gleichmäßig und Strich für Strich mit gekochtem  
und etwas abgekühltem Leinöl und läßt das Öl gut einziehen. Verstärkt  
wird die Wirkung noch, wenn man das Verfahren ein paarmal wiederholt,  
ehe die Sohle durch das Tragen mit Feuchtigkeit in Verhärtung kommt.  
Aber auch nach dem Tragen kann es von Zeit zu Zeit immer wieder ein-  
mal mit Vorteil angewendet werden, aber immer nur, wenn die Sohle  
trocken ist, denn die Feuchtigkeit würde das Eindringen des warmen Oles  
unmöglich machen, gerade wie andererseits die ölgetränkte Sohle der Risse  
und ihrer zerstörenden Wirkung einen größeren Widerstand entgegensetzt.  
Die kleine Mühe lohnt sich reichlich. Will man die Sache ganz gründlich  
machen, und kann man die Sohlen ein paar Tage in Behandlung haben, so  
kann man nach dem vollständigen Eintrocknen des Oles noch einmal mit  
Bernsteinlax darübergehen, was selbstverständlich die Wirkung erhöht. Enp-  
fehlen kann man auch statt des Leinöls eine Mischung von drei Teilen  
Leinölstrich mit einem Teil Terpentinöl, doch ist bei der Erwärmung dieser  
Mischung sehr vorsichtig zu hantieren, denn Terpentinöl ist feuergefährlich.



# Unsere Bilder

**Deutsche Militärpolizei in Brüssel.** In der belgischen Hauptstadt ist von der deutschen Militärbehörde ein Polizeikommando eingerichtet worden, das, abgesehen von seinen militärpolizeilichen Dienstobliegenheiten, auch die Tätigkeit der Zivilpolizei zu unterstützen hat. Unser vorstehendes Bild zeigt einen solchen deutschen Soldaten, der als Militärpolizist in Brüssel Dienst tut. Als Kennzeichen seines Amtes trägt er eine Armbinde und ein Brustschild von ähnlicher Art, wie es die deutschen Feldgendarmen aufweisen. Natürlicherweise werden für den Militärpolizeidienst vorzugs-

„Nun ja,“ bemerkte der Bildhauer, „das muß wohl der Fall sein, doch sein Schöpfer.“ Ein mißtrauischer Blick folgte dieser Erklärung, wandte sich das Oberhaupt der Familie den Seinen zu und ließ die Worte fallen: „Oder Schwindler!“ — Drake entfernte sich lächelnd, ohne daß der Zweifler weiter aufgeklärt wurde.

## Gemeinnütziges

**Hopfen** darf nicht im Sonnenschein getrocknet werden; er verliert an Farbe und Geruch. Besser zum Ziele kommt man im Kleinbetrieb, die Trocknung auf gut gereinigten staubfreien Böden vorgenommen.

Drei Veteranen von 1866 und 1870/71 als Bataillonskommandeure in einem Regiment.



Oberst Frhr. v. Gemmingen-Hornberg.



Oberstleutnant v. Wöllhaf.



Oberstleutnant Freiherr v. Graßheim.

Das württembergische Landwehrregiment Nr. 123 hatte bei seinem Ausrücken ins Feld drei Veteranen von 1866 und 1870/71 als Bataillonskommandeure aufzuweisen: den 64jährigen Obersten Freiherrn v. Gemmingen-Hornberg, den 68jährigen Oberstleutnant v. Wöllhaf und den 69jährigen Oberstleutnant Freiherrn v. Graßheim. Alle drei schmückt das Eisene Kreuz 2. Klasse von 1870/71 und das 1. Klasse von 1914, der württembergische Militärverdienstorden und das Ehrenkreuz der württembergischen Krone mit Schwertern. Freiherr v. Graßheim steht noch heute an der Spitze seines Bataillons, Freiherr v. Gemmingen erlitt beim Angriff an feindlichen Stacheldrahtbündeln Verletzungen, und Oberstleutnant v. Wöllhaf muß nach siebenmonatigem Ausharren im Schützengraben eine von 1870 herrührende, wieder aufgebrochene Wunde ausheilen.

weisse solche Leute ausgewählt, die mindestens die französische, nötigenfalls auch die flämische Sprache einigermaßen beherrschen.

**Schloß Forderheul bei Ypern.** Es ist nicht der einzige Herrensitz, der durch Granaten zertrümmert worden ist, wie ja überhaupt in Westflandern nur wenig von den Werken, die Menschenhände geschaffen, übrigbleiben wird. Flandern und Ypern werden in der Geschichte dieses Weltkrieges ein besonderes Kapitel bilden.

**Heldengräber in der Heimat.** Am Fuße des Völkerschlachtdenkmals in Leipzig wurde über den Gräbern von zweihundert in diesem Kriege gefallenen Kriegern ein Denkmal errichtet, das aus einem gewaltigen Granitstein in Form eines Eisernen Kreuzes besteht.

## Allerlei

**Grausam.** Direktor (zur Sängerin, nachdem sie Probe gesungen): „Als Sängerin kann ich Sie nicht gebrauchen, aber wenn Sie wollen, können Sie in dem Ausstattungsstück den heulenden Sturm markieren!“

**Der beste Rat.** Der berühmte amerikanische Advokat Bartols befand sich einst zufällig im Gerichtssaal, als vor den Geschworenen der Prozeß gegen eine wegen Raubes angeklagte Persönlichkeit, die keinen Verteidiger hatte, beginnen sollte. Der Präsident des Gerichtes wandte sich an Bartols und sagte: „Herr Advokat Bartols, übernehmen Sie die Verteidigung, gehen Sie mit dem Angeklagten in jenes Zimmer und geben Sie ihm den besten Rat, den Sie wissen.“ — Bartols willigte ein und kehrte nach einer halben Stunde allein zurück. — „Nun, wo ist der Angeklagte?“ fragte der Präsident. — „Weit von hier“, antwortete der Advokat. „Als ich gehört, was er mir zu sagen hatte, befolgte ich Ihren Befehl und gab ihm meinen besten Rat, nämlich den, so rasch wie möglich zu entfliehen, worauf er aus dem Fenster sprang und sich in Sicherheit brachte.“

**Drake und der Familienvater.** Friedrich Drake, obgleich in Pyrmont geboren (1805), war früh nach Berlin gekommen, wo er Rauchs Schüler wurde und sich bald als Meister bewährte. Er hatte sich hier auch so eingewohnt, daß er, einzelne Reisen ausgenommen, die preussische Hauptstadt nicht mehr verließ, ja sie innig liebte. Der Tiergarten in Berlin sah ihn täglich in seinen schattigen Alleen. Auf einem dieser Spaziergänge war er wieder einmal zu der Statue Friedrich Wilhelms III. gekommen, einem seiner Meisterwerke, vor dem er eine sich laut über die Statue unterhaltende Familie fand. Namentlich war es das Oberhaupt desselben, das den Seinen das Relief an dem runden Piedestal erklärte, aber auch Jrtümer einschießen ließ. Drake trat näher und berichtigte den Familienvater. „Sie kennen das Ding da ja sehr genau“, sagte endlich der Vollblutberliner. —

**Die oberste Noze des Rosentohls** ist stets am meisten entwickelt, wird infolgedessen auch zuerst geerntet, was andererseits zur Folge hat, die Seitenknospen zur Vervollkommnung angereizt werden. Es läßt sich bis tief in den Winter hinein ernten, denn der Rosentohl ist ziemlich unempfindlich. Er verträgt eine Kälte von 15 Grad, ohne Schaden zu nehmen.

**Ziegen** gehören bei Regenwetter nicht auf die Weide. Sie müssen bei plötzlich eintretendem Regen schleunigst unter Dach und Fach gelangen können, denn die Nässe ist ihnen sehr schädlich.

**Truthühner sind schlachtreif**, wenn sie 6 bis 7 Monate, Truthähne, wenn sie 9 bis 10 Monate alt sind. Dann ist ihr Fleisch am meisten saftig, zart und wohlschmeckend. Truthühner über 4 Jahre sind weder als Schlacht-, noch als Zuchtthühner brauchbar.

### Scharade.

Das Erste ist ein Element,  
Als Frucht das andre jeder kennt.  
Das Ganze ist auch eine Frucht,  
Die meist an Bäumen wird gesucht.  
Julius Fald.

### Reisenrätsel.

A A D E  
E E E E  
F L L N N O P  
R S S T  
T T W Z

Die mittlere Querreihe bezeichnet eine preussische Provinz und die vier Senkrechten einen Mädchennamen, einen deutschen Nebenfluß, einen griechischen Philosophen und einen Himmelskörper.

Ernst Sig.

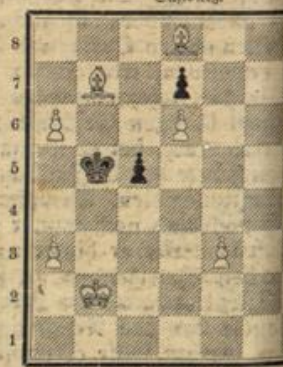
Auflösung folgt in nächster Nummer.

### Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Anagramms: Del, Joel.  
Des Bilderrätsels: Menschliche Gäd-  
seligkeit besteht in erfolgreichem Handeln.

### Problem Nr. 137.

Von Dr. J. Frankenstein.  
(Deutsche Schachzeitung, 1907.)  
Schwarz.



Mat in 2 Zügen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.